

Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz

DEUTSCH VON WERNER JOHANN GUGGENHEIM

4. Fortsetzung

Plötzlich hat Philomene zu essen aufgehört, den Löffel in halber Höhe zwischen ihrem Teller und ihrem Munde haltend. Sie hatte ihre Tochter angeschaut:

„Was hast du?“

„Nichts.“

„Warum isst du dann nicht?“

„Ich weiss nicht“, sagt Therese. „Ich hab' keinen Hunger.“

Philomene zuckt die Achseln.

„Oh! Ich sehe den Grund. Das ist nur, weil er nicht da ist. Aber hab doch Vernunft, liebes Kind. Du bist nicht die einzige, der so etwas geschieht... Ich bin auch verheiratet gewesen. Und auch mich hat dein Vater selig, wenn er zur Alp ging, den ganzen Sommer über allein gelassen...“

Sie sagte dies ohne Weichheit, denn sie hegte immer noch einen Groll, ohne dass es ihr selbst noch bewusst war. Und weiter sagt sie:

„Du hast dir deinen Mann ja selber gewählt, oder ist es etwa nicht so? Und du kennst ja die Bräuche hierzuland, du bist ja hier geboren. Also hast du von Anfang an damit rechnen müssen, dass du hier mindestens zwei Monate im Jahr als Witwe leben musst...“

Aber Therese schüttelt den Kopf.

„Es ist nicht deswegen.“

„So? Aber warum denn?“

„Ich weiss nicht.“

Am zweiundzwanzigsten Juni, gegen neun Uhr abends, unter der Oellampe mit ihrer kleinen gelben Flamme, die die Gestalt eines umgekehrten Herzens hat.

„Du weisst nicht?“

„Ach“, sagt sie, „es ist mir ein wenig übel...“

„Uebel?“

„Ja. Und es ist mir ein wenig schwindlig im Kopf.“

„Aha!“ sagt Philomene, „und seit wann spürst du das?“

„Seit heute.“

„Hättest du in diesen Tagen unwohl werden sollen?“

„Ja.“

Therese ist verstummt. Philomene lächelt, und das war seit der Heirat ihrer Tochter nicht mehr geschehen.

Während sie ihre Tochter anschaut, sagt sie:

„Wenn es das ist, so ist es eine gute Krankheit, eine von den Krankheiten, die man willkommen heisst, wenn sie kommen.“

Und noch einmal spürt Therese alles Blut zu Kopf steigen, als hätte sie ein heisses Tuch unter ihrer Haut. Und ebenso rasch strömt das Blut wieder zurück.

„Dann ist es ganz gewiss das...“ sagt Philomene, „man wird es ja bald genug sicher wissen... Das ist eine gute Krankheit. Du brauchst keine Angst zu haben. Aber du darfst dich jetzt nicht überanstrengen, und zwingen sollst du dich auch nicht, wenn du keinen Hunger hast, so iss nicht. Ich mache dir jetzt eine Tasse Kamillentee, und nachher gehst du schlafen.“

Und dann sagt sie:

Und für ihn wird das eine prächtige Ueberraschung werden.“

Therese war schlafen gegangen.

Sie befand sich in ihrem Haus, einem Hause, das für sie beide ganz neu aufgerüstet worden war. Das Bett

war ein grosses Bett aus Lärchenholz, so breit wie lang. Es war mit Bolzen in der Mauer befestigt und auf seinen hohen Füßen reicht es fast bis unter die Decke.

Ich kann mich auch quer legen, wenn er nicht bei mir ist.

Aber bald wird er kommen. Er wird von den Bergen herabkommen, und dann sage ich zu ihm: „Wohledler Herr, nehmt Platz in Euerm Bett.“

Sie vergnügte sich damit, an ihn zu denken. Ein Platz neben ihr war frei, und sie sagte zu ihm: „Du riechst nach der Alp, nach Rauch und nach Bock... Aber das macht gar nichts, wohledler Herr und Gebieter, bitte, kommen Sie trotzdem ganz nah zu mir her, denn ich bin allein und ich habe kalt.“

Warum haben sie uns wohl ein so breites Bett gemacht, wenn nicht, um zu zweit darin zu liegen? „Ich kann der Länge nach darin liegen, siehst du, aber ich kann auch der Breite nach darin liegen, wenn ich will, aber das macht mir gar kein Vergnügen. Komm schnell, schnell zu mir“, sagte sie.

Und dann würde sie zu ihm sagen: „Da leg' dich hin, aber rühr mich nicht an... Ich muss zuerst mit dir reden. Ein Geheimnis muss ich dir erzählen... Aber versprich erst, dass du es keinem Menschen weitersagen wirst. Versprichst du das?“

Und ich halte ihn an den Händen fest, wenn er nicht gehorcht. Ich sage zu ihm: „Rühr mich nicht an... Oh! Mein Herr und Gebieter, das ist verboten, was Sie jetzt tun.“

Und er, er wird dann sagen: „Nur einen kleinen Kuss, nur einen einzigen...“ — „Wohin?“ — „Auf deine Augen.“ — „Nein, das gibt's nicht. Denn zuallererst muss ich dir jetzt etwas erzählen. Dreh dein Gesicht nach der Decke. So. Ich lege meinen Kopf flach hin, so habe ich dein Ohr ganz nah bei meinem Mund. Denn es ist ein Geheimnis, Anton...“

Sie hat sich in dem grossen Bett ein paarmal umgewendet, und die Stunden der Nacht begannen zu verrinnen. Vielleicht war sie auch eingeschlummert.

Da begann es zu stürmen.

Er sagte: „Und was ist das nun mit dem Geheimnis.“

Rück heraus damit. Handelt es sich um Geld? Oder um einen Besuch?“

Sie sagte: „Das musst du erraten!“

Der Sturm dauerte an. Das Geräusch, das erst in ihrem Traum begonnen hatte, ging allmählich in Wirklichkeit über.

Sie öffnet die Augen. Immer noch hört sie den Sturm. Es ist ein Donnerrollen. Das dauert an und rollt über den Bergen, im Norden. Dann hört sie, wie der Sturm näher kommt, holpernd, wie ein mit schweren Tannenklötzen beladener Karren, auf dem die Klötze gegeneinander prallen. Das Rollen geht über sie hin. Dann prallt es drüben auf der anderen Seite des Tales an die Südkette an, die es zurückwirft.

Im Zurückrollen stösst es mit sich selber zusammen.

Die Fensterläden schlagen, man hört eine Leiter umstürzen. Die Fenster in Theresens Kammer, die schlecht zugemacht worden waren, öffnen sich weit.

Gewissheit

Das Grauen und der Schrecken
will alles verdecken.

Wo ist Rat?

Kein Licht erhellt das Dunkel.

Keines Sterns Gefunkel

ruft zur Tat.

Ohnmächtig sein ist bitter.

Doch das Ungewitter

weckt die Saat.

Und rein aufs neu erscheint

gross der Stern und einet

und bejaht.

Werner P. Barfuss

Sie friert in ihrem Hemd, während sie rasch hingeht, um sie wieder zu schliessen. Aber nun sieht sie, dass es nicht blitzt, trotzdem der Donner immer noch rollt. Und er bildet gleichsam über den Dächern von einzelnen Krachen unterbrochene Wirbel.

Sie sieht, dass es eine schöne Nacht ist. Aber die Bäume, vom Mondlicht umflossen, winden sich auf eine seltsame Art. Sie heben die Aeste mit gestäubten Blättern, die Aeste fallen zurück, bleiben regungslos, und wieder sind die Bäume rund, unter einem sanften, glitzernden Regen, der auf sie herniederrieselt und von Blatt zu Blatt tropft.

Was geht hier vor?

Sie hört, dass auf der Gasse geredet wird. Die Küche hat ein Fenster nach jener Seite. Sie geht rasch in die Küche. Sie ist nackt unter ihrem Hemd, und barfuss. Der Donner verstummt nach und nach.

Noch kracht es dann und wann, wie im Holzgetäfel eines Zimmers, wenn die Temperatur wechselt. Dann ist alles ruhig geworden, so scheint es, nur dass sich allenthalben im Dorf die Türen und die Fenster öffnen. Köpfe zeigen sich an den Fenstern, und vor die Türen kommen Leute, und alle sagen: „Was bedeutet das?“

Die Leute wenden sich einander zu. Man hebt den Kopf. Man sieht, dass die Sterne an ihrer gewohnten Stelle sind: ein grosser roter Stern, ein grüner, ein kleiner weisser zwischen den Dächern. Zackige Sterne und runde; flimmernde Sterne und Sterne mit ruhigem Licht.

„Das ist kein Gewitter“, sagt jemand.

Sie, sie wagt sich nicht zu zeigen.

Die Männer haben Hosen angezogen, die Frauen haben einen Rock überm Hemd. Man hört eine Frauenstimme sagen:

„Das kann man nicht sicher wissen.“

Therese wagt nicht, sich zu zeigen, sie ist nackt unter dem Hemd, das schlecht sitzt und über die Schulter herabruht.

„Das kann man nie wissen. Es gibt Gewitter, die von den Bergen geteilt werden. Dann ist es bei uns zwar schön, aber drüben bei den Bernern stürmt's...“

Die Leute schauen nach den Bergen, man kann sie nach Norden nur an einzelnen Stellen zwischen den Dächern hindurch sehen. Alles ist ruhig, bis über die Grate hinauf.

„Ich glaub's nicht. Man müsste doch den Schein sehen.“

„Welchen Schein?“

„Vom Wetterleuchten, wenn es drüben blitzt.“

„Oder vielleicht sprengen sie irgendwo“, sagt jemand.

„Du bist verrückt. Ich sage, es ist ein Erdbeben. Ich habe gespürt, wie mir das Bett unter dem Rücken gezittert hat.“

„Jawohl. Mein's auch.“

„Und bei mir“, sagt einer von den Carrupt, denn es sind fast alles Carrupt in Aire, „bei mir ist ein Fass, das ich nicht fest aufgestellt hatte, bis gegen die Kellertüre gerollt.“

Die Männer stehen weiss und schwarz im Mondlicht; die Frauen bilden mit ihren Köpfen in den kleinen erleuchteten Fenstern schwarze Flecken, die fast die ganze Oeffnung ausfüllen.

„Aber der Lärm?“

„Ein Erdbeben macht immer Lärm“, sagt ein anderer.

„Und der Wind?“

„Natürlich macht ein Erdbeben auch Wind.“

„Meinst du?“

„Das weiss ich.“

„Ja und dann?“

„Dann? Dann, wenn es zu Ende ist, ist es zu Ende.“

„So können wir wieder schlafen gehen?“

Jemand fragt noch:

„Wie spät ist es?“

Man sagt:

„Halb drei Uhr.“

Es ist jetzt der dreiundzwanzigste Juni.

Therese lauscht noch immer. Aber die Türen werden wieder zugemacht, eine nach der anderen, und auch die Fenster werden geschlossen. Alles ist wieder vollkommen friedlich geworden, nicht nur im Himmel, auch auf der Erde. Und rings im Dorf ist nur noch das Geplauder eines Brunnens laut, das wieder hörbar geworden und nun bis zum Morgen nicht mehr verstummen wird.

5

Nur Moritz Nendaz hatte erraten, was geschehen war. Nendaz hinkte und bedurfte eines Krückstocks zum Gehen.

Er hatte sich einstmals im Wald beim Holzfällen den Schenkelknochen gebrochen, den linken Schenkel. Und da der Knochen schlecht eingerichtet worden, war der Bruch winklig verwachsen und das Bein verkürzt.

Bei jedem Schritt fällt er nach der Seite.

Nendaz kam durch das Gässchen, während die Fenster geschlossen und die Türen geräuschvoll zugemacht wurden. Er kam bis zur Ecke eines Heustadels vor, und nachdem er sich hier hingestellt hatte, rief er leise:

„Justin!“

Das war einer seiner Nachbarn, ein junger Bursche von fünfzehn oder sechzehn Jahren; der war noch nicht in sein Haus zurückgekehrt.

„Hast du Schlaf?“ fragte ihn Nendaz. „Nein? — Dann gut. Dann zieh dein Wams an und komm mit mir.“

„Was wollt ihr?“

„Das wirst du schon sehen.“

Darauf war Justin ins Haus gegangen, um sich anzuziehen. Nendaz war, wie man sah, schon zum Aufbruch bereit, er hatte seinen Hut auf dem Kopf und den Stock zur Hand.

„Du hast niemand etwas gesagt... Gut. Man muss sie noch ruhig schlafen lassen, solange es geht.“

Man hört den Laut, den er mit seinem Stock auf den Steinen verursacht; man hört das Geräusch, das er mit seinem schlechten Bein macht, das stärker aufstösst als das andere, wenn er sich darauf stützt.

Sobald man aus dem Dorf heraustritt, beginnt der Weg, der nach Derborence führt, zu steigen. Er erklimmt den Hang seitlich, wo kleine Felsbänke übereinandergelagert sind, zwischen denen nur ein paar Dornbüsche und verkrüppelte Rottannen wachsen. Bei Tag sieht man die schräge Linie des Weges sehr gut, sie ist gerade, als hätte man sie mit dem Lineal gezogen. Man kann ihr mit den Augen der ganzen Länge nach folgen, bis zu einem Einschnitt in den Felsen. Dort, zweihundert Meter weiter oben, sieht man sie plötzlich verschwinden. Aber jetzt, zu dieser Stunde, da der Mond sich verborgen hatte, konnte man nicht viel mehr sehen als gerade die Unebenheiten der Oberfläche, die gross waren und recht hinderlich, denn die beiden Männer hatten keine Laternen bei sich. Runde Steine gibt es da, die einem unter den Schuhsohlen wegrollen, es gibt Schieferplatten, die schaukeln, hervorstechende Steine, gegen die man mit der Fußspitze stösst. Deshalb gingen sie langsam, und deshalb ging Nendaz voraus, und er hatte zudem noch sein schlechtes Bein, das er bedächtig führen musste, was nicht immer leicht war. Das dauert etwa dreiviertel-Stunden. Nendaz sagte nichts. Man sah undeutlich, wie

er sich seitwärts neigte, aufrichtete, neigte, während seine rechte Hand sich auf die Krücke des Stockes stützte. Man hörte ihn schnaufen, denn das Steigen machte ihm Mühe.

Von Zeit zu Zeit blieb er für einen Augenblick stehen, aber ohne sich umzuwenden. Und auch Justin machte halt, und er hatte vor sich im Schatten nur etwas wie einen dunkleren Schatten, das war Nendaz, und war ohne Kopf, weil Nendaz den Kopf hangen liess.

Aber ein klein wenig Weiss hatte sich nun in die Farbe der Luft gemischt, wie wenn man in einen Topf mit dunkler Farbe ein wenig von einer hellen Farbe hineintropfen lässt und umrührt. Sie näherten sich dem Ende der Geraden, die der Weg auf dem Hang bildete, und nachher gab es keinen Weg mehr. In diesem Augenblick hatte die Luft, die schwarz war, angefangen, grau zu werden. Und das Grau um sie her wurde immer durchsichtiger und leichter, die Dinge bekamen nach und nach ihre eigenen Farben wieder. Die Tannen wurden grün, ihre Stämme rot, die Blüten an den Zweigen der Wildrosenbüsche waren wieder weiss und rosig. Es tagte, und bald kam der volle Tag.

(Fortsetzung folgt)

Wolken

Eigentlich sollte man nicht einfach „Wolken“, sondern „Nebel und Wolken“ schreiben, denn Nebel und Wolken lassen sich nur schwer voneinander unterscheiden, und wer einmal in den Bergen im „dichten Nebel“ steckte, befand sich in Tat und Wirklichkeit eigentlich in einer Wolke.

Dennoch gibt es auch Bildungen, die von vornherein klar als Nebel erkannt werden: Flussnebel, Seenebel, sog. Stadtnebel (der berühmte Londoner Nebel!), also Nebel, die sich über ganz bestimmten Landschaften bilden. Auch in den Bergen entstehen oft lokale Nebelschichten, die sich dann meist, wie übrigens auch im Fluss- und Seenebel, bei steigender Sonne wieder auflösen. Im allgemeinen aber leitet gerade der Bergnebel über zu den richtigen Wolken, die somit entstehen durch Verdichtung des Wasserdampfes über grossen Gebieten: die Luft steigt auf, dehnt sich aus und kühlt sich ab, es bilden sich Nebel, die wir als Wolken bezeichnen. Und zwar entsteht auf diese Weise nur eine Art Wolken, nämlich die sog. *Haufenswolken*, die den aufsteigenden Luftströmen wie ein Hut aufgesetzt sind. In den Bergen bilden sie sich oft um Gipfel herum, wobei wir dann etwa von *Wolkenkappen* sprechen.

Eine zweite Hauptform der Wolken bezeichnen wir als *Schichtwolken*. Man erklärt ihre Entstehung durch Abkühlung von warmer, feuchter Luft an der Berührungsfläche von zwei Luftschichten mit verschiedener Temperatur und verschiedenem Feuchtigkeitsgehalt. Liegt dabei die Mischungswärme über dem Gefrierpunkt, dann entstehen *Wasservolken*, liegt sie unter dem Gefrierpunkt, so bilden sich *Eiswolken*, die auch etwa *Federwolken* genannt werden.

Die Beobachtung und Erforschung der Wolken ist im Laufe der Zeit zu einem selbständigen Zweig der Wetterkunde geworden und hat zu einer *international* angenommenen und verwendeten *Einteilung* und *Beschreibung der Wolken* geführt, deren Grundlagen in einem besonderen *Wolkenatlas* festgehalten wurden.

Eine erste Wolken-einteilung stammt von einem Londoner Kaufmann Luke Howard (1772—1864), der zunächst einmal *drei Hauptformen* unterschied und ihnen lateinische Namen gab, die noch heute üblich und auch weit herum geläufig sind. Er teilte die Wolken ein in *Federwolken* = *Cirrus*, *Haufenswolken* = *Cumulus* und *Schichtwolken* = *Stratus*. Diese Einteilung führte im Laufe der Zeit zu der heute gültigen, die nun allerdings noch einige Zwischenstufen aufweist und gleichzeitig sich nach der Höhe der Wolken richtet, in der diese Wolken über der Erde schweben.

Die höchsten Wolken stellt man in etwa 8000 m Höhe fest. Es handelt sich bei ihnen um Federwolken, die einzeln auftreten und zarte, weiss glänzende Gebilde darstellen mit faden- oder federförmigem Gewebe. In gleicher Höhe treten auch die Cirro-Stratuswolken auf, die einen feinen, weisslichen Schleier über den ganzen Himmel ausbreiten und ihm ein weissliches Aussehen geben.

Mittelhohe Wolken schweben 3000—7000 m über der Erde. Unter ihren Formen sind uns besonders gut bekannt die Cirro-Cumuluswolken oder auch etwa *Schäfchenwolken* genannten, sichern Vorboten von schlechtem Wetter. Auch die gewöhnlichen Haufenwolken, die an heissen Sommertagen häufig auftreten, schweben in mittleren Höhenlagen.

Während hohe und mittelhohe Wolken erst nach Stunden oder Tagen Regenwetter im Gefolge haben, entwickeln sich die tieferliegenden Wolken meist schon nach kurzer Zeit zu Niederschlägen. Ihre mittlere Höhe beträgt etwa 2000 m und zu ihnen zählt nun vor allem die Nimbus genannte *Regenwolke*, die als dicke Schicht von dunkeln, schweren Wolken auftritt. Aus ihnen fällt in der warmen Jahreszeit der sog. „Landregen“, im Winter der Schnee, wenn er andauernd zur Erde schwebt. Zu den tiefliegenden Wolken gehören auch die *Gewitterwolken*, die sich im Sommer rasch aus emporsteigenden warmen Luftmassen bilden.

Damit sind nun noch lange nicht alle Wolkenformen aufgezählt, die auftreten und aus denen der geübte Beobachter besser als aus den meisten anderen Anzeichen das kommende Wetter voraussagen vermag.

Wolken und Wolkenformen und Färbungen zu beobachten, sind eine nicht nur hochinteressante, sondern auch eine Beschäftigung, die uns prachttvolle Bilder und rege Abwechslung bietet. Besonders im Gebirge türmen sich Wolken oft zu den sonderbarsten und bizarrsten Formen auf. Hier ist es auch nicht selten, dass in einer gewissen Gegend immer und immer wieder typische Wolken auftreten, die stets das Anzeichen bestimmter Witterung bilden. Wir erinnern hier bloss an die Bildung der Föhnwolken, die beispielweise über dem Jungfraujoch recht häufig festzustellen ist.

Für die Wettervorhersage genügt natürlich das Wolkenbild allein nicht. Erst mit einer ganzen Anzahl anderer Beobachtungen und Feststellungen, Luftdruck, Luftfeuchtigkeit, Windstärke und Windrichtung u. a. m. kann es mit-helfen, eine zuverlässige Prognose aufzustellen.